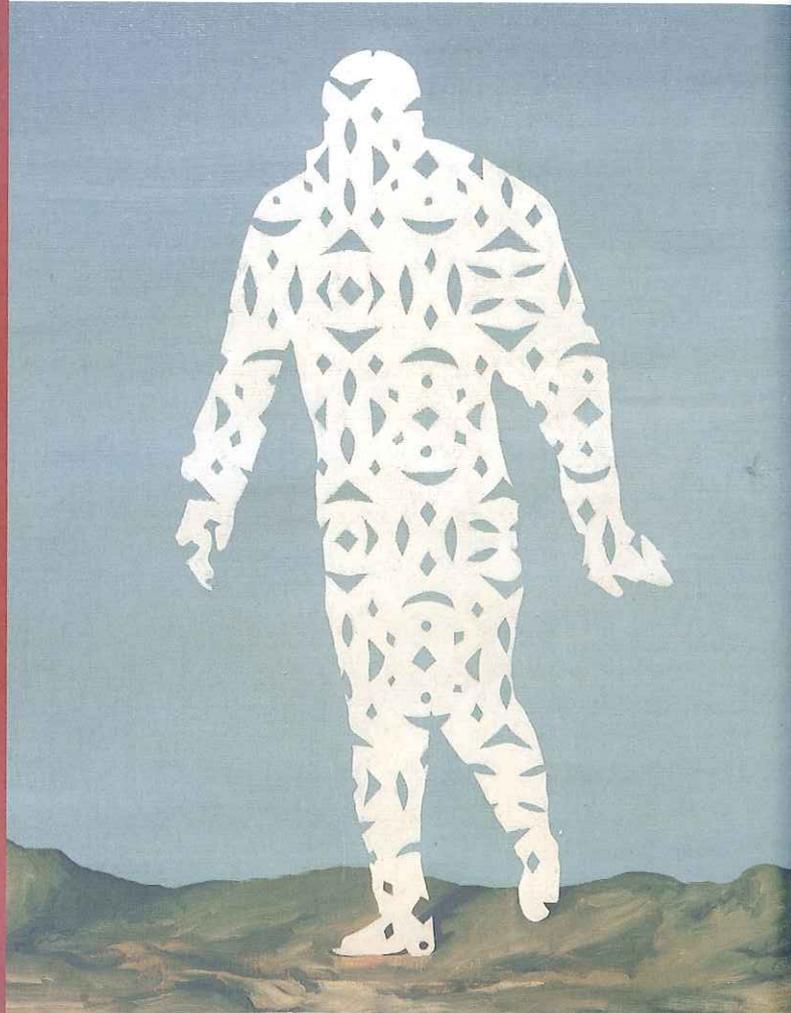
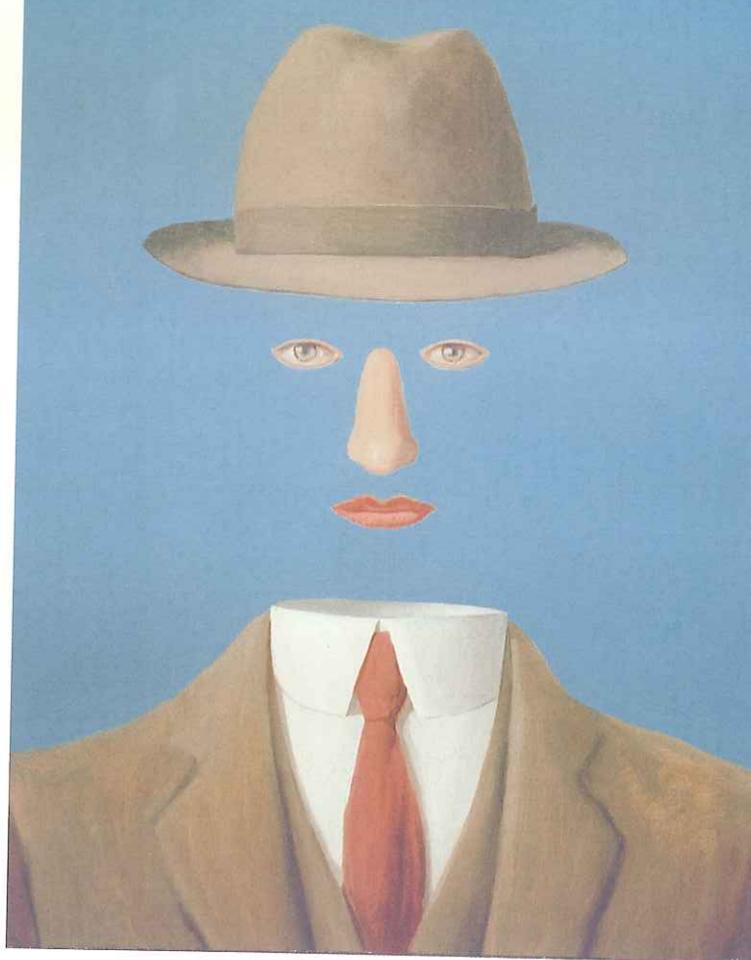


# Ich existiere nicht

**Menschen, die am Cotard-Syndrom leiden, halten sich für tot. Ihr Schicksal hilft herauszufinden: Wie entsteht das Ich im Kopf?**

Text Max Rauner Bilder René Magritte





»Mein Gehirn ist tot, aber mein Geist lebt«, erklärte John Taylor seinem Arzt. Er hörte auf, seine Zähne zu putzen, und verbrachte viele Tage auf dem Friedhof. Er hatte das Gefühl für sein Ich verloren

Steven Laureys ist vielen Menschen an der Schwelle zum Tod begegnet, im Leben eines Komaforschers bleibt das nicht aus. Einen Patienten wie John Taylor allerdings hat er bis heute nur ein einziges Mal kennengelernt.

»Steven, könntest du bitte schnell nach unten kommen«, hatte Laureys' Sekretärin am Telefon gesagt, »dieser Patient erzählt mir, er wäre tot.«

John Taylor, der eigentlich anders heißt, war aus England in Begleitung einer Krankenschwester angereist und wartete in der Neurologie des Universitätskrankenhauses Lüttich auf einen Arzt. Er hatte schlechte Zähne, aber sonst schien er kein ungewöhnlicher Patient zu sein. Er konnte gehen, er redete auch. Er war offensichtlich am Leben. Er sagte: »Ich bin hier, um zu beweisen, dass ich tot bin.«

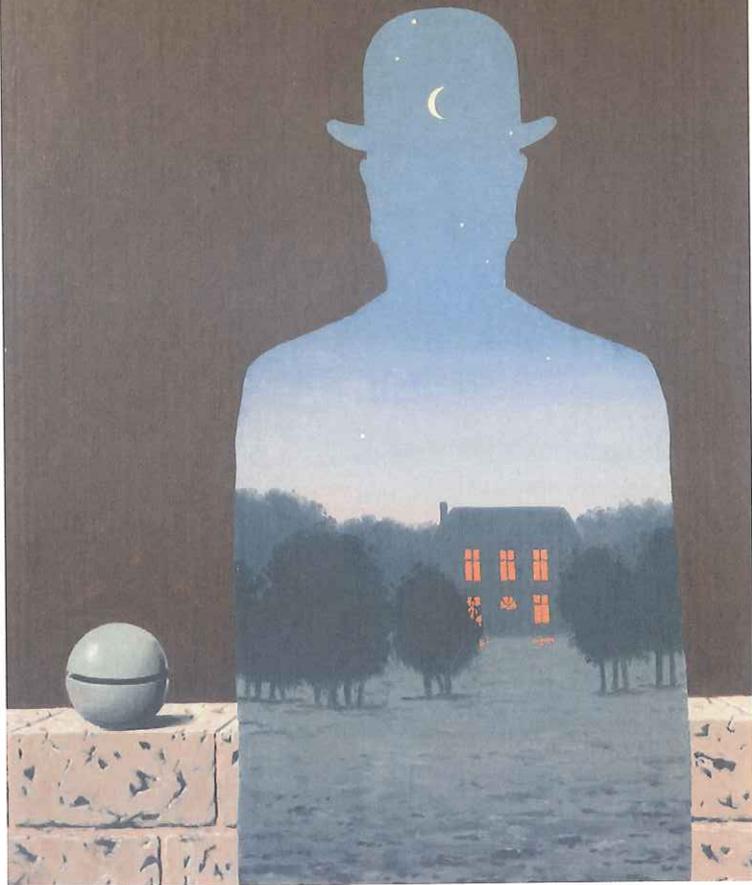
Es gibt ein Foto von John Taylor, aufgenommen vier Jahre nach dieser Begegnung, das zeigt einen 57-Jährigen mit Bartstopfeln und zusammengekniffenen Augen, er blickt ernst in die Kamera und sieht nicht glücklich aus, aber vielleicht ist das Einbildung, jedenfalls hatte er neun Jahre zuvor versucht, sich umzubringen. Mit einem Föhn in der Badewanne. Die Sicherung war rausgesprungen, und Taylor hatte überlebt, doch von diesem Moment an war er vom Gegenteil überzeugt.

Er hörte auf, sich die Zähne zu putzen. Er verbrachte Stunden und Tage auf dem Friedhof, bis die Polizei ihn wieder nach Hause brachte. Er empfand keinen Genuss mehr beim Rauchen. Er hatte keinen Appetit mehr, sein Bruder drängte ihn zu essen. Den Ärzten erklärte er, ihre Tabletten würden nichts helfen. Sie schickten ihn zu Steven Laureys, einem der bekanntesten Bewusst-

seinsforscher in Europa. Im Herbst 2009 standen sich die beiden gegenüber.

»Ihr Herz schlägt, und Sie atmen«, sagte Laureys zu Taylor, er könne gar nicht tot sein. »Mein Gehirn ist tot«, antwortete Taylor, es sei damals in der Badewanne frittiert worden. Er hatte es schon Laureys' Kollegen an der University of Exeter erklärt: »*My brain is dead, but my mind is alive.*« Mein Gehirn ist tot, aber mein Geist ist lebendig. Taylor ließ sich nicht vom Gegenteil überzeugen. Er simulierte nicht und schien wirklich zu leiden, zugleich trug er sein vermeintliches Zombie-Schicksal mit Fassung. Steven Laureys tat das, wofür er berühmt ist. Er schickte Taylor durch den Maschinenpark der Coma Science Group, um sein Bewusstsein zu erkunden.

An einem Dienstag im Dezember sitzt Steven Laureys in seinem Büro an der Universitätsklinik Lüttich und erzählt die



**Menschen ändern sich.** Sie pubertieren, lieben, trauern, zürnen, sie vergessen vieles und erinnern sich an anderes. Trotzdem empfinden sie sich als einheitliches, kontinuierliches Selbst. Wie kann das sein?

Geschichte vom bizarrsten Patienten seiner Forscherlaufbahn. Laureys ist ein Arzt wie aus einer Fernsehserie, groß, mit welligem Haar und Dreitagebart, die Hemdsärmel aufgekrempt, Termine im Hochfrequenztakt. Nur ein Happy End erlebt er selten. Aus ganz Europa lassen Ärzte bewusstlose Patienten nach Lüttich bringen. Eine Woche lang durchleuchten die Komaforscher deren Gehirn, immer von Dienstag bis Dienstag. Für diesen Nachmittag erwartet Laureys den nächsten. John Taylor hatte damals nicht das Bewusstsein gefehlt, aber das Selbst-Bewusstsein. Was geht im Kopf eines Menschen vor, der sich für tot hält?

Es ist ein Menschheitsrätsel, das Steven Laureys umtreibt. Das Rätsel des »Ich«. Wie verbindet das Gehirn das Chaos von Sinneswahrnehmungen, Erinnerungen, Wünschen, Emotionen und Körpersignalen zu einem stabilen Selbst-Bewusstsein? Ein Mensch verändert sich im Laufe der Zeit, er wird erwachsen, verliebt sich und zerstreitet sich mit anderen, der Körper altert, und er

spürt trotzdem – normalerweise – eine zeitlich und räumlich zusammenhängende Identität. Vom Früher-Ich bis zum Heute-Ich. Das Ich gehört zu einem Körper, setzt Handlungen und Gedanken in Gang und kann sogar über sich selbst nachdenken.

Sokrates: »Erkenne dich selbst.« René Descartes: »Ich denke, also bin ich.« Friedrich Nietzsche: »Was gibt mir das Recht, von einem Ich als Gedankenursache zu reden?« Albert Camus: »Ich werde mir selbst immer fremd bleiben.« So geht das seit Jahrhunderten. Jetzt neu: die Hirnforschung.

Das Gehirn ist eine Dauerbaustelle, ständig entstehen neue Verbindungen, Erfahrungen werden im Gedächtnis abgespeichert, Erinnerungen verblassen. Die Einheit des Selbst scheint währenddessen erstaunlich robust. Gibt es im Gehirn einen Identitätskern, der ein Leben lang unverändert bleibt? Diese Sicht auf das Selbst wird gerne als Perlen-Perspektive bezeichnet. Der Körper ist in diesem Bild die Muschelschale, das Gehirn das Muschelfleisch, die Perle

wäre der Ich-Kern. Und Steven Laureys ist dann wohl ein Perlentaucher.

Neben der Espressomaschine hat er ein Foto von sich und Papst Johannes Paul II. aufgestellt. Auch mit dem Dalai Lama hat er schon diskutiert. Leben und Sterben, Körper, Geist und Seele, solche Sachen. Steven Laureys, geboren an Heiligabend 1968 im katholischen Leuven, sagt: »Ich bin Atheist.« Er glaubt weder an Gott noch an Wiedergeburt. Er glaubt an die Wissenschaft, sagt aber auch: »Wir dürfen nicht arrogant sein. Niemand versteht wirklich das Bewusstsein.« Sie arbeiten dran.

Was würde ein Mensch über sich und die Welt herausfinden, wenn ein böser Dämon ihm die Sinne vernebelte, sodass er weder den Himmel noch die Erde, noch Gegenstände, Menschen oder irgendetwas anderes wahrnehmen könnte? Darüber spekulierte vor knapp 400 Jahren René Descartes in einem Gedankenexperiment. Müsste, wer gar nichts mehr wahrnimmt, nicht auch an der eigenen Existenz zweifeln? Nein, schrieb Descartes, der Dämon »täusche mich, soviel er kann, niemals wird er jedoch fertigbringen, dass ich nichts bin, solange ich denke, dass ich etwas sei«. Ich denke, also bin ich.

Nun ja. John Taylor vermochte Gedanken in Worte zu fassen, hielt sich aber trotzdem für tot. Was hätte Descartes dazu gesagt? Ich denke, aber ich bin *nicht!*? Manche Menschen, die ähnliche Symptome haben wie Taylor, sagen nicht einmal mehr »ich«, sondern »es« zu sich.

Die alten Gelehrten umkreisten das Ich-Rätsel mit ihrem Verstand. Heute geht die Wissenschaft einen anderen Weg, einen Umweg: Sie studiert Krankheiten und Bewusstseinszustände, in denen das Ich seine Identität verliert. Ich-Störungen. Durch diese Analyse, sagt der Mainzer Philosoph Thomas Metzinger, »werden wir besser verstehen, was es im Normalfall bedeutet, bewusst *jemand zu sein*«.

Da ist zum Beispiel die Multiple Persönlichkeitsstörung: Ein Mensch hält sich mal für die eine Person, mal für eine andere. Hat er mehrere Ich-Kerne im Gehirn? Eine Muschel mit zwei Perlen? Da ist die Körper-Integritäts-Identitäts-Störung: Wer daran leidet, empfindet einen eigenen Körperteil als fremd, etwa einen Arm oder ein Bein. Was sagt dieses Leiden über das Verhältnis von Körper und Ich-Bewusstsein? Ist das

Ich überhaupt von einem Körper abhängig? Die extremste aller Ich-Störungen ist das Cotard-Syndrom: die feste Überzeugung, nicht mehr am Leben zu sein.

Der französische Arzt Jules Cotard berichtete im Jahr 1880 zum ersten Mal von einer Patientin, die sich für tot und zugleich unsterblich hielt. Die 43-jährige Frau behauptete von sich, sie habe kein Gehirn, keine Nerven, keine inneren Organe, sie bestehe nur aus Haut und Knochen. Sie brauche nichts zu essen, weil sie eine Ewige sei. Die Frau hatte mehrere Suizidversuche überlebt. Cotard nannte das Krankheitsbild *déjà des négations*, nihilistischen Wahn. Nach seinem Tod setzte sich der Name Cotard-Syndrom durch. Damit bezeichnen Ärzte heute allgemein die Wahnvorstellung, bestimmte Körperteile oder Organe seien verwest oder nicht vorhanden. In John Taylors Fantasie war es das Gehirn.

Die Krankheit ist sehr selten und tragisch, für Psychiater, Neurologen und Philosophen aber gleichermaßen faszinierend, weil der scheinbar rational argumentierende Verstand zu der absurdesten aller Schlussfolgerungen gelangt: Ich lebe gar nicht. In Fachzeitschriften sind mehr als 100 Fälle beschrieben. Oft leiden die Betroffenen unter schwersten Depressionen oder einer manisch-depressiven Erkrankung. Das Cotard-Syndrom kann aber auch Menschen treffen, die zuvor psychisch gesund waren.

So berichteten italienische Ärzte vor zwei Jahren von einer 38-jährigen Angestellten, der man einen gutartigen Tumor aus der Brust entfernt hatte. In den Wochen nach der Operation war die Frau zunehmend davon überzeugt, der Tumor sei bösartig gewesen. Sieben Monate nach dem Eingriff erklärte sie den Psychiatern im Krankenhaus von Teramo: »Ich habe kein Herz und keine Lunge mehr, sie wurden in der Operation entfernt ... Alle meine inneren Organe werden zu Steinen ... Ich existiere nicht mehr als Person ... Ich bin tot, weil ich meine Organe verloren habe ... Die Narkose hat mich umgebracht, und jetzt bin ich ein Zombie, der in ewiger Verdammnis lebt ... Ich kann mich nicht umbringen, weil man eine tote Person nicht töten kann.«

Der Philosoph Thomas Metzinger von der Universität Mainz hat eine Theorie des Selbst aufgestellt, die das Cotard-Syndrom und auch das Selbst-Bewusstsein eines gesunden Menschen erklären soll. Ihr zufolge

erzeugt das Gehirn fortwährend ein mentales Abbild der Wirklichkeit, also gewissermaßen eine Simulation der Welt in unserem Geist. Zugleich erzeugt das Gehirn ein inneres Bild von uns selbst. Ein Selbstmodell. »Dieses Bild umfasst nicht nur unseren Körper und unsere mentalen Zustände«, sagt Metzinger, »sondern auch unsere Beziehung zur Vergangenheit und zur Zukunft

### Der nihilistische Wahn kann auch psychisch gesunde Menschen treffen. Zum Beispiel nach einer Operation

sowie zu anderen.« Das Selbst ist Zentrum der Weltsimulation. Kein Ding, sondern ein Prozess. »Das Gefühl des Daseins ist ein Teil dieser Simulation.« Eine Ich-Perle gibt es bei Thomas Metzinger nicht.

Bei Cotard-Patienten, spekuliert der Mainzer Philosoph, »sind Teile des Selbstmodells ausgefallen. Ihnen fehlt die körperliche und die emotionale Selbstvertraulichkeit.« Gleichwohl könne ein Cotard-Patient als rationales Subjekt gelten: weil er »den einzigen möglichen Schluss aus einer dramatischen Verschiebung in seinem Selbstmodell zieht.« Ich spüre keine Freude, keine Trauer, keine

Emotionen und keine Lust, ich spüre meinen Leib nicht mehr, also muss ich wohl tot sein. Metzinger sagt: »Der Cotard-Patient ist sich selbst nicht unendlich nahe, sondern unendlich fern.« Lassen sich solche Thesen überprüfen?

Mit John Taylor machten Ärzte den Anfang: Erstmals lag ein Cotard-Patient in einem Positronen-Emissions-Tomografen. Das Gerät dokumentiert den Stoffwechsel einzelner Hirnregionen. Die Forscher hatten Taylor aufgetragen, an nichts Bestimmtes zu denken. Das Ergebnis war eine kleine Sensation. Taylors Gehirn hatte keine Schäden oder Einblutungen wie das von Schlaganfallpatienten oder Unfallopfern. Aber die Aktivität war viel niedriger als gewöhnlich. »So etwas hatte ich noch nie gesehen«, sagt Steven Laureys. Der Stoffwechsel der grauen Zellen lag im Durchschnitt 22 Prozent unter dem Wert einer gesunden Vergleichsgruppe. Ähnlich niedrig wie im Schlaf. Nur im Koma ist die Aktivität noch stärker reduziert, nämlich um 40 bis 60 Prozent. Spannend wurde es, als die Forscher einzelne Areale näher betrachteten.

Laureys springt auf und holt ein Plastikgehirn, das neben dem Papstfoto steht, vom Aktenschrank. Ein Teil der Hirnrinde ist blau angemalt. »Wenn ich eine Genehmigung der Ethikkommission hätte und Ihnen mit einem Skalpell diese Areale auf

**Das Ich ist nur eine Illusion**, glauben viele Wissenschaftler: Ein genialer Trick des Gehirns, im Gewusel aus Sinnesreizen und Gedanken ein Subjekt zu erkennen, das Selbst. Hirnforscher suchen nach dem »neuronalen Korrelat« dieses Eindrucks



beiden Seiten entfernen dürfte, würden Sie keine Sinnesreize mehr verarbeiten können. Sie wären dann in einem traumähnlichen Zustand.« Laureys vertritt die Theorie, dass zwei Netzwerke im Gehirn das menschliche Bewusstsein bilden, und die blau markierten Areale gehören zu einem der beiden. Es dient der Wahrnehmung des Körpers und seiner Umgebung und bringt uns die Signale von Augen, Ohren und Tastsinn ins Bewusstsein. Auch der Thalamus, eine Art Informationszentrale im Gehirn, ist daran beteiligt. Dieses Netzwerk kann man sich vorstellen wie eine Art Sicherheitsdienst, der mit zahlreichen Sensoren den Körper und seine Umgebung überwacht.

Das zweite Netzwerk dient der Introspektion, der Innenschau. Es ist immer dann aktiv, wenn Menschen vor sich hin träumen, Erinnerungen abrufen, Pläne schmieden. Das Kopfkino sozusagen. Laureys klappt das Plastikgehirn auseinander und zeigt ein Gehirnareal im Hinterkopf auf halber Strecke zwischen den Ohren. Precuneus heißt die walnussgroße Region. Sie ist während der Innenschau aktiv.

In einem Experiment mit gesunden Freiwilligen fanden die Forscher heraus, dass sich die beiden Netzwerke, das für innere und das für äußere Wahrnehmung, beim Nichtstun etwa alle 20 Sekunden abwechseln. Im Überwachungsmodus scannt der Geist Körpersignale und Umgebungsreize, im Kinobetrieb plant er die Zukunft und schwelgt in Erinnerungen. Nicht so bei John Taylor. Seine Synapsen-Signale für die Innenschau waren stark gedämpft. Der Precuneus und angrenzende Hirnareale zeigten nur ein Zehntel der normalen Aktivität. Fast so niedrig wie bei Patienten im Wachkoma.

Steckt das »Ich« im Precuneus? Laureys lächelt. Er sagt: »Es gibt keine Perle.«

Das Ich fühlt sich nur so an. »Ego-Trick« nennt der Philosoph Julian Baggini dieses Kunststück des Gehirns: »Der Trick ist, etwas zu erschaffen, was ein Gefühl der Einheit und Einmaligkeit hervorruft, obwohl es einer chaotischen, fragmentierten Abfolge von Erfahrungen und Erinnerungen in einem Gehirn ohne Kontrollzentrum entspringt. Es gibt kein einheitliches Ding, das dem Selbst entspricht. Aber wir funktionieren so, als gäbe es das.«

Das Netzwerk aus Precuneus und einigen Nachbarregionen bringen Hirnforscher schon länger mit dem Selbst-Bewusst-

sein in Verbindung. Der Scan von Taylors Gehirn schien diese Hypothese zu bestätigen: keine Innenschau, kein Selbst-Bewusstsein. Auch Thomas Metzingers Konzept eines gestörten Selbstmodells könnte vage dazu passen, jedenfalls ist es kein Widerspruch. Für das Selbst-Bewusstsein eines gesunden Menschen sind demnach mehrere vernetzte Hirnregionen verantwortlich, die meisten Forscher unterscheiden wie Steven Laureys zwei. Das eine Netzwerk ist in der Evolution sehr früh entstanden und auch bei Tieren zu finden. Es überwacht und steuert die lebenswichtigen Körperfunktionen und Sinnesorgane, Forscher sprechen vom minimalen oder impliziten Selbst. Es ist das Ich im Hier und Jetzt, die elementarste Form der Selbstwahrnehmung.

## Zwei Netzwerke im Gehirn wechseln sich fortwährend ab: Das Kopfkino und die Körperwahrnehmung

Das andere Netzwerk entwickelte sich erst später und ist vielleicht nur dem Homo sapiens zu eigen: das autobiografische oder narrative Selbst. Also das Bewusstsein für das Kontinuum der eigenen Existenz von der Vergangenheit in die Zukunft. Das autobiografische Selbst ist auf das minimale Selbst angewiesen. Ohne Körperwahrnehmung gibt es keine Selbsterzählung. Jedenfalls bei den meisten Menschen.

Nach der Mittagspause streift Steven Laureys seinen Arztkittel über und macht sich auf den Weg durch das Krankenhauslabyrinth. Den neuen Komapatienten begrüßen. Zwei Treppen abwärts, rechts, links, rechts, Small Talk mit der Stationsärztin, dann steht er in einem Einbettzimmer.

In dem Bett liegt ein dünner Junge, die Augen weit aufgerissen, die beiden Hände nach innen verkrampft. Seit einem Auto-unfall liegt er im Koma. Laureys gibt den Eltern die Hand. Dann beugt er sich über das Bett. »Bonjour, Pascal!« Er spricht sehr laut. Der Junge bewegt den Kopf, atmet heftiger. Es sieht so aus, als starre er den Arzt an. »Ferme tes yeux!«, schließ deine Augen, ruft Steven Laureys. »Pascal, schließ deine Augen. Versuchs!«

Die Eltern beobachten den Arzt und ihren Sohn, draußen dreht sich ein Kran, das Krankenhaus baut an. Pascal zwinkert kurz mit den Augen, er wirkt unruhig. Versteht er den Arzt? Sieht er ihn? Was denkt er? Später wird eine Ärztin sagen, dass die Reaktionen auch Reflexe auf die laute Stimme sein können. Nichts Bewusstes.

»Sprich deinen Namen aus!«, ruft Laureys. Pascals Lippen bewegen sich nicht. Laureys klatscht dicht vor Pascals Gesicht in die Hände. Dieser zuckt nicht mit der Wimper. Nur das Knirschen seiner Zähne ist zu hören. Dann streichelt Laureys die Schulter des Patienten und verabschiedet sich.

Pascal habe die eine Hand über die Mittellinie des Körpers bewegt, sagt Laureys auf dem Flur, das zeuge von minimalem Bewusstsein. Sie werden ihn jetzt eine Woche lang untersuchen. Dann beraten sie mit den Eltern, wie es weitergehen soll. Gibt es Hoffnung, dass der Junge aus dem Koma aufwacht? Soll er weiterhin künstlich ernährt werden? Was hätte er selbst gewollt?

Hat Pascal ein Körper-Ich ohne ein autobiografisches Ich? Hat John Taylor ein autobiografisches Ich ohne ein Körper-Ich? Die Komapatienten und die Cotard-Patienten, was können wir von diesen Menschen lernen? Vielleicht, dass das Selbst alles ist, nur keine Selbstverständlichkeit.

Die italienische Cotard-Patientin, der man einen Tumor entfernt hatte, ist wieder gesund. Die Ärzte verschrieben ihr Medikamente, mit denen auch Schizophrenie und schwere Depressionen behandelt werden. Innerhalb von sieben Wochen war der Wahn verschwunden. Auch John Taylor hat das Cotard-Syndrom überwunden, dank Psychotherapie und Psychopharmaka. Das ist zumindest der letzte Stand. Er antwortet nicht auf eine schriftliche Interview-Anfrage, aber vor drei Jahren erklärte er dem *New Scientist*: »Ich kann nicht sagen, dass ich wieder normal bin, aber ich fühle mich viel besser und erledige Sachen rund ums Haus. Ich fürchte mich nicht vorm Tod, aber das hat nichts damit zu tun, was ich erlebt habe. Wir werden alle mal sterben. Ich bin einfach froh, dass ich jetzt am Leben bin.« —

**Max Rauner** hat auch mit dem Psychiater gesprochen, der John Taylor in Lüttich untersucht hatte. Als Rauner von »uns normalen Menschen« sprach, fragte Martin Desseilles zurück: »Woher wissen Sie, dass Sie normal sind?«